

## Was ich als Kind noch nicht verstand

Aus den Kindheitserinnerungen von Waldemar Bunk, geb. 1930 in Leipzig, Bessarabien



Waldemar Bunk

Im Juni 1940, also noch vor der Ernte, geschah etwas, was ich als Kind noch nicht verstand. Bis 1918 gehörte Bessarabien zu Russland, seit der Revolution von 1918 zu Rumänien. Regelmäßig wurden von rumänischen Soldaten Manöver in unserer Gegend abgehalten. So auch in dieser benannten Zeit. Plötzlich, über Nacht, hatten die Soldaten, unter Zurücklassung vieler ihrer Ausrüstungsgegenstände, un-

ser Dorf verlassen. Diese Dinge wurden besonders von den Kindern eingesammelt und versteckt. Später wurde damit „geschachert“. Noch im Laufe dieses Tages kamen jedoch Soldaten, deren Uniform wir noch nie gesehen hatten. Sie sprachen auch anders. Es waren die ersten Russen, die wir gesehen hatten. Sie kamen mit Lastkraftwagen, die wir vorher noch nie gesehen hatten. Kanonen, solche großen hatten wir vorher auch noch nicht gesehen, wurden von mehreren Pferden gezogen. Sie hielten sich nur auf der Straße auf, die Disziplin der russischen Soldaten war erstaunlich. Höfe durften nur mit vorheriger Erlaubnis der Besitzer betreten werden. Auf der breiten Straße wurden Zelte aufgebaut für Mensch, Tier und Material.  
[...]

Wenige Tage nach dem Einzug der Russen wurde mit dem Bau eines Flugplatzes begonnen. Auf einer höher gelegenen Ebene, hinter dem Bahndamm in östlicher Richtung, wurden große Weizenfelder, die noch nicht reif waren, von den Bauern gegen Entschädigung abgemäht. Das Getreide musste abgefahren werden. Auf dieser riesigen Fläche landeten dann auch bald die ersten „Aeroplanes“ oder „Luftschiffe“, wie sie auch fälschlich genannt wurden. Dieses Gebiet wurde von Soldaten bewacht und durfte auch von Zivilisten nicht betreten werden. Doch viele Leute versammelten sich am Rande des

Flugplatzes, um die fremden Vögel starten und landen zu sehen. Wohl kaum jemand hatte zuvor ein Flugzeug gesehen. Allmählich ging die Arbeit auf den Feldern weiter.  
[...]

Dann kamen die ersten Gerüchte auf, wir würden unsere Heimat verlassen müssen, um nach Deutschland zurückgebracht zu werden. Es wurde mitten im Dorf, an einem großen Platz eine riesige Leinwand im Freien aufgestellt. Mit Ausnahme der Kirche gab es keinen großen Raum oder Saal im Dorf. Bei Eintritt der Dunkelheit wurde die Bevölkerung zusammengerufen, die meisten kamen freiwillig aus Neugierde. Zum ersten Mal sahen wir Bilder auf der Leinwand. Dazu noch Musik und deutsche Sprache aus den aufgestellten Lautsprechern. Es waren in der ersten Zeit Propagandafilme der Sowjets.

Auch Informationen wurden dort bekannt gegeben, so auch die bevorstehende „Umsiedlung“, wie nun die offizielle Bezeichnung hieß. Die Dorfältesten und einige reichere Bürger, die schon ein batteriebetriebenes Radio hatten, waren schon vorher über die Vereinbarung zwischen Hitler und Stalin informiert gewesen. Verständlicherweise war die Aufregung bei Alt und Jung sehr groß. Es dauerte auch nicht lange, bis die ersten „Reichsdeutschen“ als Umsiedlungskommission, darunter auch Soldaten, eintrafen. Eine



Leipzig, Bessarabien (Archivbild)

Gruppe von Leuten, deren Zusammensetzung mir nicht bekannt ist, ging von Hof zu Hof, um Gebäude, Vieh und Güter zu begutachten, die nicht mitgenommen werden konnten. Alles wurde genau registriert.

[...]

Vorbereitungen wurden getroffen. Statt der Gabeln, Harken, Fässer und sonstigen Gebrauchsgegenstände wurden nun in unserer Werkstatt fast serienmäßig Holzkisten und -koffer hergestellt.

Wie bekannt, hatte ich am 27. August Geburtstag. Mein größter Geburtstagswunsch war bekanntlich immer, mit meinem Vater in den Weinberg zu gehen, um die ersten Weintrauben zum Geburtstagstisch zu ernten. Es war eine besonders frühe Sorte. Auch die Form war ungewöhnlich, daher nannten wir sie „Ziegenzitzen“. Für einen selbständigen Unternehmer, wie Vater es war, war der Zeitaufwand, um meinen Geburtstagswunsch zu erfüllen, beträchtlich. Ganz besonders in diesem Jahr.

Zu diesem 10. Geburtstag bekam ich von meinem Patenonkel Emil Kern, für mich damals der bestaussehende und eleganteste Mann den ich kannte, eine Taschenuhr. Das war ein Riesengeschenk. Es gab viele Erwachsene, die keine Uhr besaßen. Ich als zehnjähriger Junge hatte eine Taschenuhr. Natürlich musste das auch jeder erfahren. Ich zeigte sie also jedem, der sie sehen wollte oder nicht. So war nun in der ganzen Gegend bekannt, dass ich eine Taschenuhr besaß. Auch die russischen Besatzungssoldaten wussten dies. Eines Sonntagsabends, schon beim Dunkelwerden, es muss Ende September gewesen sein, kam ich von Voßlers. Auf halbem

Wege wurde mir von hinten ein Sack, eine Decke oder möglicherweise ein Kleidungsstück über den Kopf geworfen. Ich wurde dabei zu Boden gerissen und dachte, ich würde verprügelt oder die Spielkameraden machten einen Streich mit mir. Als ich mich wieder aufgerappelt hatte, rannte ich schnellstens nach Hause. Mir war jedoch nichts passiert. Erst nach einer Weile merkte ich, dass meine Taschenuhr fehlte. Erst dann habe ich den Vorfall meinen Eltern erzählt. Jede Suche nach dieser Uhr blieb vergeblich. Sie war und blieb verschwunden.

Die Vorbereitungen für die Umsiedlung liefen nun auf vollen Touren. Die Ernte war ja auch noch einzubringen. Wie jedes Jahr, so wurden auch in diesem Jahr wieder unzählige Wagen von Zuckerrohr geerntet. Rund um die Uhr lief die motorgetriebene Zuckerrohrpresse auf unserem Hof. Die voll beladenen Pferdefuhrwerke mit dem Zuckerrohr bildeten eine lange Schlange auf der Straße. Wenn ein Bauer dann mit seinem Fahrzeug an der Reihe war, wurden die Holzwannen, die zum Auffangen des Zuckerrohrsaftes unter der Zuckerrohrpresse standen, entleert. Jeder musste seine Ernte, den Saft mit den ausgepressten Stängeln, wieder mitnehmen. Diese Presse war eine Maschine, die der Häckselmaschine abgeschaut war. In einen mehr als zwei Meter langen Kasten wurden die Zuckerrohrstangen möglichst präzise eingelegt, um eine möglichst hohe Auspressquote zu erzielen. Unsere Eltern und älteren Geschwister waren voll damit beschäftigt, den Betrieb rund um die Uhr aufrecht zu erhalten. So war es selbstverständlich, dass wir Kinder uns selbst überlassen waren.

Da ich noch nicht zum Arbeitseinsatz eingeteilt werden konnte, musste ich auf die jüngeren Geschwister aufpassen. Doch es gelang mir nicht. Meine damals vierjährige Schwester Elfriede kletterte auf die Speichen eines Ackerwagens, um sich einen Zuckerrohrstängel vom Wagen zu holen. In diesem Augenblick zogen die Pferde den Wagen an, die Speiche verlagerte ihren Winkel, Elfriede rutschte ab, fiel herunter und das Rad überrollte ihren Kopf. Für mich ist es heute noch unerklärlich, dass sie nicht zu Tode kam. Das Kind wurde sofort versorgt, der Feldscher wurde gerufen, denn Ärzte und ein Krankenhaus gab es im großen Umkreis nicht. Über mein Versagen in meiner Aufsichtspflicht baute sich mir ein großes Schuldgefühl gegenüber Elfriede auf, das sich bis heute nicht verringert hat.

Papiere für die Umsiedlung wurden von den Behörden ausgestellt und mussten von der „Kanzlei“, dem Büro des Bürgermeisters abgeholt werden. So bekam auch jeder seinen Abreisetermin mitgeteilt. Wir gehörten zu den ersten, die ausgesiedelt wurden, da wir kein Vieh zu betreuen hatten. Wir waren für den 10. Oktober 1940 vorgesehen.

Für jedes Familienmitglied durften max. 50 kg Gepäck mitgenommen werden. Wenn man die verhältnismäßig großen Familien in Betracht zieht, die es zur damaligen Zeit gab, war das erlaubte Gewicht doch genug, um die persönliche Habe wie Kleidung, kleine Haushaltsgegenstände und Geschirr mitzunehmen. Reich war ohnehin kaum jemand. Es wurde auch getrennt verpackt. In den Kisten das Zeug, das man nicht auf der Reise brauchte. Kleidung und Wäsche in den Koffern. Betten und dergleichen in Säcke. Alle Gepäckstücke wurden groß beschriftet und mit dem Namen des Heimatdorfes versehen. Mit Ausnahme des Handgepäcks war schon alles auf LKWs deutscher Soldaten, der sogenannten „Umsiedlungshelfer“, verladen.

Diese Aufregung und die Hektik der letzten Tage war unserem Hund nicht entgangen. Überall stand er im Wege herum. Wohin man auch ging, er war überall. Am letzten Abend zuhause sollte noch einmal warmes Wasser im großen „Gabelkessel“ auf dem Hof gemacht werden, damit alle noch ausgiebig in der „Sommerküche“ baden konnten. Es lief ab wie immer. Die Kinder brachten Holz und andere brennbare Reiser, Späne aus der Werkstatt, und ich durfte, dies schon seit längerer Zeit, Feuer machen. Einer der Kinder hatte Rudolfs Ziehharmonika geholt und an die Hauswand des Nachbarn gestellt, das in seiner ganzen Länge auf der Grenze stand.

Jeder, der nicht mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt war, versammelte sich nun am Kessel. Auch die Nachbarn hatten sich wieder eingefunden, wie üblich mit Esswaren und Wein im Eimer. Eine Suppenkelle und Gläser standen schon bereit. Einige glaubten wohl, noch einmal einen gewohnten Abend zu verbringen mit viel Musik, Gesang und Wein. Doch es war nicht wie sonst. Es wollte keine Stimmung aufkommen. Niemand stimmte ein Lied an. Rudolf spielte nicht auf seiner Ziehharmonika, und er wurde auch nicht dazu aufgefordert. Zwischendurch war ein und der andere zum Baden weggegangen und auch wiedergekommen. Es war zwar schon eine Weile dunkel, aber spät war es im Verhältnis zu anderen Abenden nicht. Ich kann mich noch erinnern, dass irgendjemand einen Choral anstimmte und dann laut gebetet wurde. Alle gingen niedergeschlagen nach Hause.

[...]

Am nächsten Morgen standen alle wie üblich auf. Nachdem gefrühstückt, das bisschen Geschirr abgewaschen und verpackt war, beorderte Vater uns in die gute Stube. Gespenstisch sah es da aus. Die Schränke leer, keine Gardinen vor den Fenstern und keine Bilder an den Wänden. Vater stimmte den Choral „So nimm denn meine Hände“ an und betete dann. Alle beteten danach das Vaterunser. Er stand neben der Tür und einer nach dem anderen ging an ihm vorbei. Er legte jedem einzelnen die Hand auf den Kopf und segnete ihn. Mutter verließ als letzte das Zimmer. Dann kam auch er aus dem Haus. Es wurde nicht verschlossen. Wir nahmen unser Handgepäck und gingen auf die Straße.

Es dauerte nicht lange, bis der LKW kam, um uns abzuholen. Zuerst wurde das Handgepäck aufgeladen. Dann stiegen wir auf. Mehrmals hielt der LKW noch, um andere mit aufzuladen. In wenigen Minuten waren wir am Bahnhof. Es war ein Knotenpunkt-Bahnhof mit vielen Verschiebegleisen und Bahnsteigen, ich meine, der größte in Bessarabien. Für uns Umsiedler war ein Sonderzug auf einem besonderen Bahnsteig bereitgestellt. Die letzten Waggons wurden zuerst beladen. Wir waren die Vorletzten. Es war das erste Mal, dass ich in einem Eisenbahnwagen war. Gesehen hatte ich die Züge schon sehr oft, denn der Bahndamm verlief hinter unserem Garten.

Schnell war das bisschen Handgepäck in den Gepäcknetzen verstaut. Was dort keinen Platz hatte, wurde einfach auf den Fußboden gestellt. Kaum hatten wir uns im Zug eingerichtet, war unser Hund auch schon wieder da. Er und wir freuten



*Sonntags im Weingarten (Archivbild)*



*LKW-Kolonne, Umsiedlung der Frauen und Kinder aus Leipzig (Archivbild)*

uns und wir tobten mit ihm bis zur Abfahrt.

Es war fast Mittag geworden, bis der Zug voll beladen und abfahrtsbereit war. Wir hatten alle Platz genommen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Nach einer Weile kam die Nachricht vom letzten Waggon, dass unser Hund hinter dem Zug herlief. Die ganze Familie ging nach hinten, um sich zu überzeugen. Es war wirklich unser Hund. Wir Kinder freuten uns und winkten ihm zu. Wir merkten zuerst nicht, dass sich die Älteren nicht darüber freuten.

Wie lange wir hinten auf der Einstiegplatte standen weiß ich nicht. Ich kann mich

noch sehr gut erinnern, dass der Hund manchmal näher am Zug war und manchmal weiter weg. Es sah so aus, als würde er bei jedem Sprung eine Schwelle überspringen. Doch dann stolperte er immer häufiger und fiel sogar hin, raffte sich wieder auf und lief weiter. Irgendjemand sagte, man müsse den Hund erschießen. Ich war darüber erbost, denn ich wusste als Kind noch nicht, dass der Tod auch eine Erlösung sein kann.

Eine große Biegung, die der Zug machte, versperrte uns die Sicht. Danach haben wir den Hund nicht mehr gesehen. Verstohlen drehten sich die Erwachsenen um und gingen mit Tränen in den Augen zu ihren Plätzen. Gesprochen hat niemand.

## Auf Irrwegen im Kessel

SIEGFRIED ZIEBART

**Aus dem Tagebuch eines Landsmannes**  
so umschrieb mein Vater Alfred Ziebart seine Erlebnisse vor 70 Jahren.

### Vorbemerkungen

Als Besucher aus dem „Altreich“ zu Weihnachten 1944 ihre Bekanten in Westpreußen besuchten, war deren einhellige Meinung: „Ihr lebt hier noch im tiefsten Frieden. Keine Bombenangriffe, kein Lebensmittelmangel, keine Kämpfe. Wie im Frieden.“ Alle gingen ihrer Arbeit nach, und wenn nicht die vielen Todesanzeigen über gefallene Soldaten in der Zeitung gestanden hätten, hätte man sich dieser Meinung wirklich anschließen können. In Familien, deren Männer oder Söhne (meist als Verwundete) auf Urlaub waren, gab es aber zunehmend sorgenvolle Minen. Unter der Hand erfuhr man, dass die Lage an der Ostfront sehr kritisch ist und es gut wäre, sich Gedanken darüber zu machen, was zu tun wäre, wenn die Front näher kommen sollte (die sowjetischen Truppen standen bei Warschau schon an der Weichsel). Es war aber sehr gefährlich, diese Meinung laut zu vertreten, denn das wäre sofort als „Wehrkraftzersetzung“ interpretiert worden und hätte folgenschwere Konsequenzen gehabt (KZ wenn nicht gar Todesstrafe). Denn alle Parteifunktionäre waren strengstens angewiesen worden, keinerlei Unruhe oder Gerüchte zu dulden. Die meisten Landsleute vertrauten auch der offiziellen Propaganda, dass die „Wunderwaffe“ demnächst eine Wende im Kriegsgeschehen bringen und zur endgültigen Vernichtung des Feindes führen würde.

**„Der Führer wird uns doch nicht belügen“, das war die feste Überzeugung vieler.**

Gutgemeinte Ratschläge wurden deshalb zurückgewiesen. Was hätte man auch tun können? Die Partei hatte überall ihre Informanten (wie später die SED), und viele Landsleute waren auch felsenfest von der Propaganda überzeugt. Und so erreichte die Partei, dass keinerlei Planung oder Vorbereitungen für eine Evakuierung oder Flucht getroffen wurden.

Manche waren innerlich aber doch etwas skeptisch. Arbeiten, die erst später im Winter üblich waren, wurden vorgezogen. Die Pferde wurden frisch mit Winterstollen beschlagen und die Wagen gerichtet. Manches Schwein wurde schon jetzt und nicht erst im Februar geschlachtet und Schmalz und Fleisch eingebraten.



Vormarsch der sowjetischen Truppen von Januar bis März 1945

Und selbst dies behielt man besser für sich.

Und dann kam am **17. Januar 1945** das, was alle befürchteten, aber niemand wahr haben wollte. Die sowjetischen Truppen, die östlich der Weichsel sehr große Truppenmassen und Kriegsmaterial (Panzer) zusammen gezogen hatten, überrannten mit einer überwältigenden Übermacht die deutsche Front. In zwei Stoßkeilen unter Marschall Schukow (mittlere Front) und Marschall Konjew (südlicher Keil) erreichten sie schon Ende Februar die Oder. Ostpreußen, Westpreußen und große Teile Pommerns waren vom Reich abgeschnitten und ein großer Kessel geworden. Nur der Weg über die Ostsee war noch offen.

Anhand einer Auswahl von Tagebuchaufzeichnungen soll die Situation und die Entwicklung in diesem Kessel geschildert werden.

### 24. Januar 1945

Alle im Volkssturm erfassten Männer wurden zu Arbeiten an die Weichselbrücke bei Dirschau beordert. Hier, an diesem Flaschenhals, ein wildes Durcheinander von Militärfahrzeugen, die nach Osten fuhren, und entgegenkommenden Flüchtlingstrecken.



Feldgendarmarie kontrolliert die 1818 erbaute Brücke.

Von ihrem Truppenteil abgekommene Soldaten wurden hier gesammelt und zu neuen Einheiten zusammengestellt. Zur Warnung für alle, die sich über die Brücke absetzen wollten, wurde an der Brücke ein Galgen mit einem Erhängten aufgerichtet, auf dessen Brust eine Tafel mit der Inschrift angebracht war:

**„Ich war zu feige, um zu kämpfen.“**

Nachdem offensichtlich niemand wusste was wir an der Brücke tun sollten, und nach zwei Stunden weder ein Führer noch ein Befehl eingetroffen war, ließen sich die Leute, beeindruckt von dem hier gesehenen Bild, nicht mehr halten. Einer nach dem Anderen verschwand und ging nach Hause, um seine Familie und sich in Sicherheit zu bringen. Zu Hause wandte man sich empört an die Ortsbehörde und wollte wissen, weshalb man die Bevölkerung nicht auffordern aufzubrechen. Am Abend kam dann ein Anruf von der Kreisleitung und es wurde schärfste Strafe gegen diejenigen angekündigt, die ihre Ortschaft verlassen und Panik unter der Bevölkerung hervorrufen. Wie sich nachher herausstellte, waren die Familien der Parteiführung schon weggefahren.

Im Laufe des Tages trafen Flüchtlinge und zurückweichende Truppen in Brust ein.

### 25. und 26. Januar

Die von der Behörde angedrohten Maßnahmen führten zu keinem Erfolg, man war mit der Geduld am Ende. Jeder machte, was er für richtig hielt. Am Abend verließen, außer den an verantwortungsvoller Stelle Stehenden, alle Umsiedler aus Bessarabien, dem Weichsellande und Wolynien ihre Höfe und fuhren in Richtung Westen. Sie vergrößerten das Chaos auf den Straßen. Ein neuer Flüchtlingstreck aus den Masuren musste in Brust untergebracht werden. Kaum hatten die Letzten eine Bleibe, haben sie, unterstützt von der einheimischen Bevölkerung, **das Lebensmittelgeschäft geplündert** und alles Essbare fortgeschafft, weil ihnen die Lebensmittel ausgegangen waren und eine geregelte Zuteilung seit Tagen nicht mehr erfolgt war. Es erschien nicht sehr ratsam, dagegen einzuschreiten. In einem Zimmer gingen die Leute tatsächlich, wie im Schnee, zentimeterhoch in ausgestreutem Zucker. Um diesen der Bevölkerung vor der übereilten Abfahrt noch auszuteilen, dazu hat die Zeit nicht mehr gereicht. Im anderen Zimmer stand ebenso hoch das Bier, das mit Händen aufgefasst und getrunken wurde.

**Chaos überall.**

Ein Pferdelaazarett, das auf dem Rückzug kurz in Brust stationiert war, sollte nach Ovitz auf die dortige Staatsdomäne verlegt werden. Diese Domäne wurde von einem Freund von mir verwaltet, und so bot man mir an, mich als Ortskundigen mitzunehmen. Ich packte in aller Eile zusammen, was ich gerade für wichtig erachtete. Auf der Hauptstrasse trafen wir dann auf die Flüchtlingstrecks aus den Gebieten weiter östlich. Hier das gleiche Chaos und manchmal auch absolute Panik. Es kam immer wieder zu Gewalttätigkeiten. Mancher Wagen wurde vom Nebenmann in den Straßengraben abgedrängt. Die Wagen auf der eisglatten Straße rutschen quer zur Straße. Bei vielen Wagen drehten sich die Räder nicht mehr, da sie durch den Frost auf die Achse geschrumpft und das Wagenfett erstarrt war. Einige Leute gingen in Decken eingehüllt zu Fuß, sie rutschen, sie fielen und standen mühsam wieder auf. Manche konnten vor Erschöpfung aus eigener Kraft nicht mehr hochkommen. Nicht allen wurde geholfen. Jeder hatte mit sich genug zu tun. Auch Pferde fielen, da viele

keine Stollen an den Hufeisen hatten. Sie konnten sich selbst nicht mehr erheben, sie wurden zur Seite geschleift, um den Verkehr nicht ganz ins Stocken zu bringen. Ich verließ deshalb in Preußisch Stargard das Fahrzeug des Lazarettes und ging zu Fuß nach Ovitz. Unterwegs traf ich die Landsleute aus Brust, die tags zuvor aufgebrochen waren. Sie waren in 20 Stunden gerade mal 10 km weit gekommen und erschüttert über das Chaos. So hatten sie sich einen „geordneten Rückzug“ der Deutschen Wehrmacht, von dem in den Nachrichten immer die Rede war, nicht vorgestellt.

*Fortsetzung folgt*